

„Ein feste Burg ist unser Gott“

Ev. Kirche Malchow im Kirchspiel Schönfeld
Kirchenkreis Uckermark

Kanzelgruß

Wieder werden wir es singen, liebe Gemeinde: Martin Luthers Lied vom Vertrauen auf Gott, das Lied von der festen Burg, vom albösen Feind, von der Welt voller Widersacher und vom Wort Gottes, das in Ewigkeit besteht. Meist erklingt es am Reformationstag, um dann den Rest des Kirchenjahres zu verstummen, und doch ist es wie kaum ein anderes zum Lied der evangelischen Kirche geworden. In ihm scheint sich zu verdichten, was dem Leben eines Christen den festen Grund gibt, einen festen Grund und einen unerhörten Anstoß! Wie sehr wir die Verankerung in festem Grund nötig haben, das spüren wir gegenwärtig in selten gekanntem Ausmaß. Die Erkrankung mit dem Covid-19-Virus bedroht für unumstößlich gehaltene Gewissheiten. Menschen bangen um ihre Existenz, um ihre Gesundheit und unversehrtes Leben. Ja, das Leben in unserem Land ist unter dem Eindruck dieser Pandemie in einen Ausnahmezustand versetzt. Wenn nicht alles täuscht, werden wir noch lange im Ausnahmezustand verharren müssen.

„Und wenn die Welt voll Teufel wär und wollt uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns doch gelingen.“ So klingen Mut und Kühnheit christlichen Glaubens; gewiss, aber das ist nicht der Mut und die Kühnheit des Hochmutes, des siegesgewissen Stolzes in guten Tagen. Das ist ein Sichbergen in die Zusage von Gottes Wort: „siehe ich bin bei dir alle Tage, bis an der Welt Ende.“

War es das? Hat dieses Sichbergen in Gottes Zusage sein Leben ausgemacht? Das Leben Martin Luthers, dem wir dieses schöne Lied verdanken?

Das nur zwei Jahre zurückliegende Reformationsjubiläum hat den Blick auf den Reformator und sein Werk erweitert. Vertieft hat sich unser Verständnis davon, dass er um der Wahrheit willen auf sich nahm, zu kämpfen, tapfer einzutreten für seine aus dem Studium der Heiligen Schrift gewonnene Überzeugung, selbst wenn er nicht selten damit alleine stand; oft nur von wenigen Freunden seiner Zeit verstanden. Der frühere Mönch und spätere Professor führte ein wahrlich unprofessorales Leben: Wagemut, Tatendrang, Sprachgewandtheit und ein geradezu aberwitziger Glaube zeichneten ihn aus. Diese Tugenden brauchte man wohl auch, wenn man die katholische Tradition der damaligen Zeit, die sich zwischen Gott und den einzelnen Menschen geschoben hatte, aus den Angeln heben musste. Wer all die Stützen und Hilfen und Vermittlungen, die die katholische Kirche damals in reichem Maße darbot, um das Verhältnis zu Gott zu regeln, in Frage stellte, der musste stark sein, und kühn zugleich. Denn es war nicht ausgemacht, ob man in diesem Kampfe lebend davon käme.

Der Preis mochte hoch sein, und doch lohnte er den Einsatz: zumindest dies ist an den Darstellungen richtig, die Martin Luther in voller Positur zeigen, wie er dasteht und nicht anders kann, den Finger auf die aufgeschlagene Heilige Schrift legend: „das Wort sie sollen lassen stahn“. Si kennen wir ihn als Denkmal auf einem Sockel stehend hier ganz in der Nähe vor der Marienkirche in Prenzlau und unzählige Male auf der ganzen Welt. Fiel das alte Gebäude einer Kirche, die alles zu reglementieren wusste, in sich zusammen, dann bedeutete das nicht nur eine große Befreiung für die einzelnen Menschen; jetzt wurde auch eine unmittelbare Begegnung mit Gott möglich. Niemand stellt sich mehr dazwischen, sondern alle Menschen geraten unvermittelt vor den Anspruch Gottes. Die Entdeckung, dass wir als Einzelne vor Gott stehen mit unserem Leben, mit unserem Tun und Lassen, wirkte wie eine Befreiung mit revolutionären Folgen. Ja, wir selbst müssen unser Leben vor Gott verantworten und können uns nicht verstecken hinter vorgegebene Formen der Frömmigkeit. Unser Christsein ist kein Sein, sondern ein Werden!

Aber das war nur die eine Seite, die starke Seite, die sich allmählich aus Luthers Denken entwickelte. Anfänglich war es völlig anders gewesen. Da stand die Angst, Gott zu begegnen, im Vordergrund; ja sie bestimmte das gesamte Leben. Denn Gottes Zorn würde doch alles vernichten und verzehren. "Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?" - diese Frage trieb nicht nur Luther um, sondern bewegte die Zeit, in der er lebte. Luther machte die niederdrückende Erfahrung, dass alle eigene Leistung und Selbstrechtfertigung nicht ausreicht, um Gott gnädig zu stimmen: "Nirgends ein Entrinnen", schrieb er in jenen Jahren, "nirgends ein Trost, weder innen noch außen, alles klagt uns an ... Kein Winkel in der Seele, der nicht angefüllt wäre mit tödlicher Bitternis, mit Entsetzen, Angst, Traurigkeit."

Es lässt sich für uns Heutige, die wir leichtsinnigerweise gelernt haben, ausschließlich vom ‚lieben Gott‘ zu sprechen, kaum ermessen, was es bedeutet haben muss, dass Luther mit Hilfe der Bibel entdeckte: Gott will von uns Menschen gar nichts Unmögliches, er fordert nichts von uns, was wir nicht geben könnten. Was wir erkennen sollen ist: in Christus ist uns längst alles geschenkt, was wir brauchen, um unser Verhältnis zu Gott zu gestalten und am Ende brauchbare, gute Menschen zu werden.

In Christus sehen wir das Bild des himmlischen Vaters, der auf uns zukommt voller Barmherzigkeit und Gnade. Das gilt es zu glauben, und das kehrt alle Verhältnisse um: nicht nur die Verhältnisse innerhalb der Kirche, sondern das Bild von Gott selbst. "Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?" - diese drängende Frage war nun für Luther schon im Ansatz verkehrt: Sie kommt hoffnungslos zu spät. Gott hat sich uns doch schon längst in Christus gnädig zugewandt.

Damit verliert das Bild Gottes alle Schrecken, die man sich von ihm ausgemalt hatte, und die Ängste, die seine Berührung auslösen mochte. Damit wurde der Weg frei, sich in der Verzweiflung, der Niedergeschlagenheit oder der Anfechtung zu Gott zu flüchten und an ihn zu halten, wie es Jesus erzählt im Gleichnis vom verlorenen und wiedergefundenen Sohn. "Ein feste Burg ist unser Gott" - so hätte Luther gewiss auch früher dichten können, noch ganz gefangen im Glauben und Fühlen seiner Zeit: Gott wäre da die unnahbare, uneinnehmbare, abstoßende Festung gewesen, zu der man besser in Distanz bleibt. Nun aber gewinnen die Worte aus Psalm 46 einen anderen Klang: Wenn alle anderen Sicherheiten zerbrechen und wenn auch die Last, allein dazustehen und auf sich selbst gestellt zu sein, zu groß wird, dann bleibt immer noch die Möglichkeit, hinein in Gott selbst zu fliehen, um sich in ihm zu bergen.

Nein, es ist nicht das Lied eines selbstsicheren, auftrumpfenden Reformators, es ist auch keine Hymne, die uns Evangelische zum siegreichen Streit gegen andere aufruft und zusammenschart. O nein, das eine ist ohne das andere nicht zu haben: die "feste Burg" nicht ohne die tiefe und ernüchternde Erkenntnis, dass es "mit unsrer Macht" eben nicht getan ist. In jenen Tagen, als Luther sein Lied dichtete, schrieb er an einen Freund: "Ich bitte dich um Christi willen, dass du mir beistehest in deinen Gebeten gegen den Satan und seine Engel, die mir über die Maßen feind sind, damit Christus mich nicht verlasse." Da ist nichts zu spüren vom brausenden, heroischen, felsenfesten Luther, sondern seine ganze Ohnmacht kommt zum Vorschein. Und es bleibt nur noch die Sehnsucht, bei Gott Schutz zu finden, bei ihm geborgen und von ihm gehalten zu sein und von ihm her alles, aber auch wirklich alles zu erhoffen, sein Leben - einem Vabanque-Spieler gleich - allein auf Gott zu setzen, in der Gewissheit: "das Feld wird er behalten", "das Reich muss uns doch bleiben".

Nicht jede Erfahrung von Angst und Hoffnungslosigkeit ist schon eine Gotteserfahrung. Im Gegenteil. Oft genug erleben wir das Schwere in unserem Leben, erleben wir auch den Tod als Ausdruck dafür, dass Gott nicht da ist, dass er abwesend ist, dass er sich uns entzogen hat, dass wir meinen, es gäbe ihn gar nicht. Es lässt sich so leicht singen von den Gefährdungen für "Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib", solange es nicht wirklich gefährdet ist; doch wieviel konkrete Bitterkeit steckt dahinter. Das mit Gott zusammenzubringen, ist in der Tat kühn. Der Ernstfall kommt immer dann, wenn wir in einer wirklichen Prüfung stehen: im Unglück, bedroht uns der Kleinglaube, im Glück bedroht uns der Hochmut. Wüßten, ja glaubten wir nicht unsern himmlischen Vater als die feste Burg, in die wir uns bergen können, dann wäre es oft genug zum Verzweifeln. Aber nun ist Gott in Jesus Christus für uns da, er greift schützend und bergend ein und hilft - ohne jede Vorleistung unsererseits-, weil Gott gar nichts anderes will, als uns

zu helfen und uns zu erretten; das lehrt uns sein heilsames Wort. Denn er ist nicht nur eine "feste Burg", sondern auch ein "Backofen voller Liebe". Diese Erfahrung wurde Luther zum Evangelium, denn sie macht froh und befreit zum Leben.

Luther hat das durchlebt - mehr als einmal. Aber gerade diese dunklen und zugleich befreienden Erfahrungen holen ihn vom Denkmal des Heroen herunter und machen ihn zu einem Menschen, wie wir uns auch kennen und erleben: voller Spannungen, hin- und hergerissen zwischen Selbstansprüchen und Versagen, unüberhörbar für die Wahrheit auftretend und doch immer wieder auch an der Wahrheit verzagend. Es war mehr als Koketterie oder falsche Selbstbescheidenheit, wenn Luther zwei Tage vor seinem Tod als Bilanz seines Lebens auf einen Zettel schrieb: "Wir sind Bettler. Das ist wahr." Der Gestalt des Bettlers hat Ernst Barlach eine bis heute gültige Form gegeben. Am Ende zählen weder die Erfahrungen von Gelingen noch das Gefühl von Misslingen; am Ende zählt, dass Gott uns gnädig und barmherzig ist, wie er uns immer gnädig und barmherzig war. Dass wir uns darauf verlassen können, ist Luthers Vermächtnis. "Ein feste Burg ist unser Gott": heute wie damals, und morgen wie heute. AMEN.